

*Wo Gott geschieht
und wie ihm das theos-Projekt auf die Spur kommt*

Vortrag bei der Festveranstaltung „Theologisch bedeutsame Orte der Schweiz“ des Instituts für Historische Theologie am 23. September 2022 an der Universität Bern

Von Kurt Marti gibt es einen berühmten Aphorismus: „dass Gott ein Tätigkeitswort werde“. Sie werden den Halbsatz kennen, war Marti ja ein Berner und ein Pfarrer hier an der Nydegkirche. Und er war ein Schriftsteller, der Religion, Theologie, Gott ebenso pointiert wie feinsinnig in die deutsche Sprache eindichten konnte. Marti hat diesen Aphorismus eigentlich als „Wunsch“ formuliert und mit ihm ein Buch aus „Notizen“ beendet, welches dieser Fakultät hier in Bern gewidmet ist. Er sagte: „WUNSCH Daß Gott ein Tätigkeitswort werde.“ (Kurt Marti, *Zärtlichkeit und Schmerz. Notizen, Darmstadt und Neuwied: Luchterhand 4. Aufl. 1980, 135*) Da ist also noch mehr als die Herausforderung an die Christ:innen, Kirchenleute und Theolog:innen, das, was sie glauben und behaupten, doch bitte und endlich praktisch werden zu lassen.

Martis Wunsch ist eben auch eine Aussage, die für die durchaus prekäre Lage eines glaubenden Menschen bezeichnend ist. Wenn Menschen glauben, an Gott glauben, an den christlichen Gott glauben, vielleicht sogar an den kirchlichen vergemeinschafteten Gott glauben, dann hoffen sie darauf, dass sich das zum Guten auswirkt, bei ihnen und für andere. Wenn wir glauben, setzen wir darauf, dass sich etwas tut in unserem Leben, mit dem wir nicht nur leben können, sondern tiefer, intensiver, heilvoller, befreiter hoffnungsvoller leben können. Martis genialer Wunsch beschreibt auch eine Sehnsucht, die gläubige Menschen mitten in ihrem Glauben erfahren. Es möge sich doch Gott erweisen als eine Kraft, eine power oder was auch immer, wodurch sich etwas tut in uns und für uns, was Hoffnung macht und im Leben trägt. Auch wenn wir zutiefst glauben und von dem Glauben überzeugt sind, der uns trägt, muss das ja nicht unbedingt und schon gar nicht immer gegeben sein. Manchmal tut sich einfach nichts oder nicht genug von dem, worauf wir unsere Hoffnung setzen. Und das hängt nicht unbedingt daran, dass wir nicht überzeugt genug glauben. Dass sich Gott wirklich tut, das können wir uns und anderen nur wünschen. Wir können es nicht garantieren.

Wie schaffen wir es, dass das nicht im Vagen und Unverbindlichen bleibt? Wie kann es gelingen, dass sich etwas tut mit dem, was Menschen glauben? Die Frage zieht sich durch die Kirchengeschichte und die Glaubensgeschichte. Sie wird auch in anderen religiösen Traditionen und auch in der säkularen Welt gestellt. Dafür haben wir viele Zeugnisse, nicht zuletzt von hochrangigen Myster:innen der christlichen Glaubensgeschichte. Ich will nur Gertrud von Helftas Beschreibung erwähnen, wie langweilig und ermüdend und nervtötend das Chorgebet der Zisterzienserinnen sein kann, zu denen sie gehörte und das ihre Frauengemeinschaft in Helfta besonders kultivierte. Gertrud beschreibt in

ihrem Legatus, wie sie im täglichen Ritual erfasst, dass sich wieder einmal nichts tut, als sie und ihre Mitschwester im Gebet versammelt sind. Es tat sich zumindest nichts, was der Rede wert wäre. Es ist einfach nur langweilig und die Dornenhecke der unbehausten Existenz breitet sich weiter in ihr aus. Und dann kommt ihr mitten in dieser bedrängenden Sehnsucht die Vision des Christus-Jünglings, der sie so leicht und einfach über die Dornenhecke hinaushebt. Und dann tut sich weit mehr als alles, was sie sich ersehnte.

Die Kapelle auf der Alteschji-Alp – ein Thema und ein Tätigkeitswort

Niemand kann garantieren, dass der Gott, den wir glauben, sich als Tätigkeitswort erweist, in dem sich tut, was wir uns ersehnen. Wir können uns das wünschen, aber damit haben wir es noch nicht. Was soll man da tun? Wie kommt man hier voran? Wie gelangt man vielleicht in die Nähe davon? Dafür gibt es viele spirituelle Techniken und Taktiken, so manche Rituale und natürlich Liturgien. Dafür gibt es Feiertage und Sonntage und sogar Exerzitien. Aber, wie gesagt, Garantien sind das nicht. Es kann sich auch nicht viel tun.

Aber es gibt noch etwas anderes, was sowohl das Problem einräumt wie eine Perspektive aufschließt, die in die Nähe des Tätigkeitswortes Gott führt und die dem Wunsch danach einen besonders nachhaltigen Ausdruck gibt. Es sind Orte, die religiös, kulturell, politisch, säkular und so fort bedeutsam sind und die Fundstellen für diesen theologischen Wunsch sind. Es sind Orte, wie sie das theos-Projekt vorstellt und erschließt.

Aber wie soll das gehen, dass Orte und Plätze und Räume, also sehr statische, feststehende, geradezu steinerne Größen, Tätigkeiten sind, die den Gehalt von *loci theologici* haben, also von Fundstellen, um begründet und überzeugend und im besten Sinn anstoßend vom Tätigkeitswort Gott zu sprechen? Wie soll das gehen? Warum sollen sich an ihnen kein Mythos und keine Illusionen anhängen?

Nehmen Sie etwa die Kapelle am Aletschgletscher. Sie steht auf der Aletschji-Alp und gehört zu Ihrem Projekt. Sie ist auch die erste in der Auflistung auf der theos-Homepage. Die Kapelle, 1917 errichtet, wird in dem Eintrag auf der Homepage von Andreas Weissen ausführlich beschrieben. Sie wird kontextualisiert auf die Armen Seelen hin, die offenbar mit dem Aletschgletscher früher immer verbunden wurden. Ich kann jetzt zu dem, was auf der Homepage so gut beschrieben ist, nichts hinzufügen. Es wäre fahrlässig; ich selbst war ja noch nicht einmal jemals da. Was sich jedoch über diesen Ort und seine Beschreibung von Andreas Weissen exzellent erschließt, ist ein Thema, das mit diesem Ort als theologisch qualifizierbarer Ort verbunden ist. Es heißt in dem Text zu der Kapelle: „von einem kleinen Hügel grüsst eine unscheinbare Kapelle die zahlreichen Wandersleute“ und zugleich heißt es: „die Tage des «ewigen» Eises sind gezählt: bis Ende dieses Jahrhunderts wird voraussichtlich auch der längste Gletscher der Alpen, der Grosse Aletschgletscher im Wallis, wegen der

Klimaerwärmung weggeschmolzen sein.“ Das sind, wie ich finde, zwei sehr wichtige Bemerkungen, die den Ort aufschließen. Denn Orte, die theologisch bedeutsam sind, sind nicht einfach nur da. Sie sind natürlich da, aber zugleich sind sie mehr als das. Sie sind in einer Weise da, dass sie selbst ein Thema stellen. Orte sind Themen und bestimmte Themen benötigen Orte, um gestellt zu werden. Manchmal sind diese Themen offenkundig, man kann ihnen gar nicht ausweichen. Wenn ich sage „Wallstreet“, „Schweizerische Nationalbank am Bundesplatz“ oder gerade in diesen Tagen „Saporischschja“, dann löst der jeweilige Ortsname bei Ihnen sofort ein Thema oder sogar mehrere Themen aus. Es ist dabei nicht so, dass die Themen die Orte überblenden, vielmehr gehen beide eine Wechselwirkung ein. Es ist auch umgekehrt, weil beides, der Ort wie das Thema, nicht in einem einfachen binären Code verbunden sind, sondern einen Zwischenraum als Kontaktzone haben, der für den Bezug auf Orte und die Themen gravierende Bedeutung hat, die sie darstellen.

Manchmal sind die Themen versteckt und man muss sie ausgraben. Hier, bei der Kapelle am Aletschgletscher, ist das Thema, das dieser Ort stellt, aus meiner Sicht offenkundig. Es ist das Thema Groß und Klein, also die unscheinbare Kapelle und der längste Alpengletscher und ebenso das ewige Eis und die vorübergehenden Wanderer. Im Begleittext des Eintrags wird auch sowohl von den Wanderern wie vom längsten Gletscher gesprochen. Das Thema springt einen an diesem Ort geradezu an.

Vom Groß oder Klein zur Wechselwirkung von beidem zu beidem

Diese Kapelle auf der Aletschji-Alp gäbe es wohl nicht ohne den Aletschgletscher. Zugleich gibt es sie ohne Gottesbezug nicht. Es gibt einen Gletscherbezug und einen Gottesbezug. Diese beiden werden in ein spezifisches Verhältnis gesetzt, das sich über Groß und Klein aufschließt und ebenso umgekehrt. Der Gletscher ist gewaltig, immer noch gewaltig, und damals, als die Kapelle gebaut wurde, war er noch gewaltiger. Dagegen ist die Kapelle klein. Aber auch Gott ist gewaltig, zumindest in der Vorstellungswelt derer, die diese Kapelle gebaut haben. Gegenüber dem gewaltigen Gott ist auch der gewaltige Gletscher klein. Das, worauf ich hinauswill, ist die Doppelung von Klein und Groß, die sich hier gegenüberstehen. Es gibt ein Gegenüber, das sehr leicht in ein Entweder-Oder geraten kann. Hier offenbart sich die Struktur von theologisch bedeutsamen Orten. Es gibt das eine und es gibt das andere, die sich so gegenüberstehen, dass man sich fragt oder dass gefragt wird, was ist mehr – das eine oder das andere.

Das, was die Kapelle und der Gletscher zueinander stellt, folgt dieser Struktur. Sie findet sich, glaube ich, bei allen theologisch bedeutsamen Orten. Natürlich ist es nicht immer das Gegenüber von Groß und Klein, es kann auch gesund-krank, rein-unrein, lebendig-tot oder Ähnliches sein. Bei dem Kraftwerk, das auch in der Liste dieser Orte steht, ist es das Gegenüber von Technik und Emotion, von

einer beeindruckenden Ingenieurskunst und einer vom Wasser beeindruckten Gefühlswelt. Sie würden solche Gegenüber bei den anderen vom theos-Projekt aufgeführten Orten auch finden.

Jedes dieser Gegenüber ist in der Gefahr, in einen Gegensatz zu rutschen, also in eine binäre Codierung. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass Sie sich zwischen den Seiten entscheiden müssen – ich bleibe bei der Kapelle am Aletschgletscher –, also zwischen der Größe Gottes oder der Länge des Gletschers, zwischen der Unübersehbarkeit des Gletschers und der Unscheinbarkeit der Kapelle, zwischen der großartigen Natur des Ewigen Eises und den Gebeten für die armen Seelen. Die Seite, für die Sie sich jeweils entscheiden, weisen Sie damit eine übergeordnete Position gegenüber der anderen Seite zu. Die Entscheidung, die dabei scheinbar auftritt, anerkennt dann die Macht der einen Seite und rührt an die Ohnmacht der anderen Seite.

In einer gewissen Weise sind solche binäre Codierungen in der Moderne groß und immer wichtiger geworden. Sie lebt geradezu von einem klaren Gegenüber: Subjekt versus Objekt, Gewinn versus Verlust, Mann versus Frau, Reich versus Arm, gläubig versus aufgeklärt, säkular versus religiös u.v.a.m. Der Vorteil dieser klaren Entweder-Oder-Struktur besteht darin, die Komplexität zu reduzieren, die bei den jeweiligen Verhältnissen auftritt.

Von binärer Codierung zu einer dreiwertigen Komplexität

Aber wenn ein Ort theologisch bedeutsam ist, dann überschreitet er dieses Entweder-Oder. Das trifft die Beschreibung dieser Kapelle sehr genau: Auch der Große Aletschgletscher wird kleiner, erschreckend kleiner im Klimawandel. Und auch der große Gott, der so intensiv angesichts seiner allmächtigen Größe verehrt wird, passt in eine unscheinbare Kapelle, in der man auf ihn trifft.

Theologische Orte überschreiten binäre Codes und ersetzen sie durch eine dreiwertige Struktur. Dort tritt eine Art Zwischenraum auf, in dem sich die Gegensätze so begegnen, dass sie ihren Gegensatz überschreiten. Dort sind Kontaktzonen jenseits des Entweder-Oder präsent, mit denen die jeweiligen Seiten in Berührung kommen. So widerspricht der unscheinbare Ort der Gottesbegegnung nicht der Größe des Gletschers. Auch spricht die Schmelze dieses Gletschers nicht dagegen, in seiner verblässenden Größe die Großartigkeit Gottes zu erfahren.

Hier kann sich ereignen, was sich Kurt Marti gewünscht hat. Es tut sich etwas, wenn man auf Gott trifft, weil Gegensätze flüssig werden. Sie stehen eben nur scheinbar unwiderruflich im Raum und verlangen eine Entscheidung für die eine oder die andere Seite. Trifft man auf Gott, wird dieser Raum nicht größer, aber er wird um mindestens eine Dimension komplexer. Er wird geöffnet auf mehr als eine reduzierte Komplexität. Da zerfließen eindeutige Über- und Unterordnungen und eine Art *empowerment* oder auch Widerständigkeit gegen sich absolut setzende Herrschaft entsteht. Hier tut

sich, dass Gott ein Tätigkeitswort wird. Die Wechselseitigkeit beider Seiten miteinander und damit die Bedeutung jeder Seite übernimmt den Diskurs und überschreitet das Entweder-Oder.

So führt der Glaube an den christlichen Gott in den harten Gegensatz von Leben und Tod, der durch den Kreuzestod Jesu extrem erfahrbar ist, weil er nun einmal da ist. Aber führt nicht einfach hinein, sondern führt in ihn hinein eine dritte Größe, eben die Auferstehung. Sie bringt das Leben in Angst vor den Tod in Kontakt mit einem Tod, der erlösend wirkt, und ermutigt im Tod mit dem ultimativen Wort den Kontakt mit einem Leben, das die Macht des Todes nicht fürchtet. Diese Tätigkeit leugnet weder den Tod, den das Kreuz ja in diesem Glauben indiziert, noch behauptet sie ein Leben, das vom Tod aufgrund des Glaubens nicht indiziert wäre.

So wird in der christlichen Gottesrede das Gegenüber von Gott und Mensch, das zur Entscheidung zwingt, mit einer dritten Größe tätig, die sich in der Zwei-Naturen-Lehre des Konzils von Chalcedon ausdrückt. Diese dritte Größe, theologisch also die Christologie, baut dabei keine neuen Entweder-Oder-Strukturen auf, weil die Tätigkeit Adverbien nutzen muss, die negativ ansetzen: ungetrennt und unvermischt, unverwandelt und ungeteilt.

Man wird jeweils in eine Tätigkeit hineingeführt, über die Gegensätze hinauszukommen und sich dem zu widersetzen, was die Gegensätze als scheinbar unausweichliche Entscheidung für die eine oder die andere Seite in den Raum stellen. Die Macht der einen Seite – ob Sie die nun im Großen Gletscher oder in der Größe Gottes ansetzen – und die Ohnmacht der anderen Seite – ob Sie die nun in der unscheinbaren Kapelle oder im sich auflösenden Gletscher identifizieren – gehören zusammen und machen gemeinsam aus dem Gegensatz eine Wechselwirkung, die in einen anderen Raum führt.

Aber natürlich lassen sich die Gegensätze auch verschärfen, sogar mit dem Gottesverweis verschärfen. In Würzburg – ein Ort, an dem ich lange tätig war - gibt es eine Marienkapelle mitten in der Stadt. Es ist eine ausgewachsene spätgotische Kirche, der die Dompfarrei immer nur den Kapellenstatus erlaubt hat. Es handelt sich um eine künstlerisch außerordentlich bedeutsame Kirche, weil Tilman Riemenschneider sie mit Adam und Eva und den Aposteln ausgestattet hat und weil das Tympanon eines Seiteneingangs die erste Darstellung eines Embryos aufweist – Jesus, wie er von Gott her auf das Ohr der Maria zurutscht, weil sie eben auf das Wort Gottes gehört hat. Diese Marienkapelle ist eine Sühnekirche. An ihrem Platz befand sich zuvor ein jüdisches Ghetto, das einem Pogrom zum Opfer fiel. Aber die Sühne bestand nicht darin, die Gewalt zu sühnen, die das bedeutet. Die Sühne bestand darin, den Juden diesen Platz in der Stadt eingeräumt zu haben. Wir haben hier einen Ort, der mit Gott verbunden ist; da steht außer Zweifel. Aber es handelt sich nicht um einen theologisch bedeutsamen Ort. Dazu wird er erst, wenn man den Gegensatz Christen-Juden aufgrund der falschen Sühnetradition dieses Baus hier anspricht und überwindet.

Vier Gründe für die Fähigkeit theologisch bedeutsamer Orte, den Raum anders zu machen

Der Unterschied zwischen dem Ort, der Gott beansprucht, und dem theologischen Ort besteht darin, dass der eine Machtansprüche demonstriert, die sich niemals nur mit diesem Ort zufrieden geben werden, sondern sich ständig auszuweiten versuchen werden. Der andere dagegen, also der theologische Ort, mutet die Auseinandersetzung damit zu und relativiert die Ausweitung durch eine Gegenpositionierung Gottes dazu. Es ist ein Raum jenseits der Macht, zu der man sich beim Entweder-Oder entscheiden müsste, und zugleich diesseits der Ohnmacht, die von diesem Gegensatz aufgebaut wird. Und es ist ein Raum diesseits der Ermächtigung, die dort anstehenden Gegensätze hinter sich zu lassen. Am Ort der Kapelle auf der Aletschji-Alp steht man jenseits von groß und diesseits von klein. Und wer der Größe nachspürt, wird auf das Klein verwiesen, und ebenso umgekehrt.

Warum können solche theologisch bedeutsamen Orte das? Ich möchte vier Gründe dafür nennen:

- weil sie eine Innen-Außen-Konstellation haben und sogar selbst sind: Es gibt immer ein Außen, das eine Rolle spielt für das Innen an diesem Ort, und man kann diesem Außen nicht ausweichen.
- weil sich mit der Überschreitung etwas tut gegen jene Mächte und Gewalten, die uns jeweils auf das eine oder das andere fixieren wollen. Der Raum gewinnt eine Ermächtigung, die eine Gegenmacht gegen den einfachen Gegensatz darstellt.
- weil an diesem Ort dann ein Nicht-Ort (oder mehrere Nicht-Orte) überwunden wird, zu dem sich ein Entweder-Oder in der Regel ausweitet. Dieser Nicht-Ort, die Utopie, ist ein für die Moderne sehr wichtiger Ort, wurde er doch überhaupt erst 1516 von Thomas Morus in seiner Schrift „concerning the highest state of the republic – the new island Utopia“ entdeckt. Wir sind heute ihrer durchschlagende Kraft nicht mehr so sicher, disziplinierte eine Utopie doch immer irgendwie den Körper auf eine nachhaltig scheiternde Art und Weise.
- weil der Ort es dann anders macht als die einfache Einstellung zu ihm, die eine Unterwerfung unter die Macht mit sich bringt. Der Ort macht den Raum komplexer, zu dem er gehört und den er aufschließt. An theologisch bedeutsamen Orten kann man deshalb nicht vereinfachen; das erzeugt dort ein Widerstreben. Aber man kann dort die Verhältnisse komplexer machen, was man nicht mit „einfach komplizierter“ beschreiben kann.

Diese Gründe lassen sich in einer Raumkategorie fassen, die ebenso wie der u-topos ein Kunstwort war, als sie von Michel Foucault eingeführt wurde: Heterotopie (Michel Foucault, *Des espaces autres*, in: *Dits et Écrits 1954-1988*, IV 1980-1988, Paris: Gallimard, 1994, 752-762, dt. ders., *Von anderen Räumen*, in: *Schriften in vier Bänden Dits et Ecrits*, Band IV 1980-1988, Frankfurt: Suhrkamp, 2005, 931-942). Der Text stammt von 1967 aus einem mehrfach gehaltenen Vortrag, mit dem Foucault den Diskurs über Raum als Thema von Geschichte beschreiben wollte. Er hat ihn erst in seinem Todesjahr

1988 autorisiert. Er wollte eigentlich nicht, dass etwas von ihm publiziert würde, was er nicht selbst veröffentlicht hatte. Offenbar war er sich seines eigenen Textes so weit unsicher, dass er erst angesichts des absehbar baldigen Todes seine Publikation zertifizierte.

Es finden sich dort eine Reihe von Versuchen, diesen eigentümlichen Ort, der anders ist, präzise zu fassen. So ganz gelingt keiner der Versuche. Aber sie lassen alle die andere Grammatik dieser Orte erahnen, die sich sowohl von den Utopien wie auch den als selbstverständlich empfundenen Räume unterscheiden. An Heterotopien kristallisieren sich andere Einschätzungen der normalen Ordnung der Dinge wie ihrer Überwindung durch eine utopische, nur auf ein offenes „künftig“ versprochene Ordnung von Diskursen. In einem der Versuche nutzt er das Gegenüber dieser Räume und zugleich die Lacansche Spiegel-Metonymie für Identifizierungen: „Diese Räume, wie man sie nennen könnte, die in Verbindung und dennoch in Widerspruch zu allen anderen Orten stehen, lassen sich in zwei Gruppen einteilen. Da sind erstens die Utopien. Utopien sind Orte ohne realen Ort. Es sind Orte, die in einem allgemeinen, direkten oder entgegengesetzten Analogieverhältnis zum realen Raum der Gesellschaft stehen. Sie sind entweder das vervollkommnete Bild oder das Gegenbild der Gesellschaft, aber in jedem Fall sind Utopien ihrem Wesen nach zutiefst irrealer Räume. Dann gibt es in unserer Zivilisation wie wohl in jeder Kultur auch reale, wirkliche, zum institutionellen Bereich der Gesellschaft gehörige Orte, die gleichsam Gegenorte darstellen, tatsächlich verwirklichte Utopien, in denen die realen Orte, all die anderen realen Orte, die man in der Kultur finden kann, zugleich repräsentiert, in Frage gestellt und ins Gegenteil verkehrt werden. Es sind gleichsam Orte, die außerhalb aller Orte liegen, obwohl sie sich durchaus lokalisieren lassen. Da diese Orte völlig anders sind als all die Orte, die sie spiegeln und von denen sie sprechen, werde ich sie hier im Gegensatz zu den Utopien als Heterotopien bezeichnen. Und ich glaube, dass es zwischen den Utopien und diesen völlig anderen Orten, den Heterotopien, eine gemeinsame, gemeinschaftliche Erfahrung gibt, für die der Spiegel steht. Denn der Spiegel ist eine Utopie, weil er ein Ort ohne Ort ist. Im Spiegel sehe ich mich dort, wo ich nicht bin, in einem irrealen Raum, der virtuell hinter der Oberfläche des Spiegels liegt. Ich bin, wo ich nicht bin, gleichsam ein Schatten, der mich erst sichtbar für mich selbst macht und der es mir erlaubt, mich dort zu betrachten, wo ich gar nicht bin: die Utopie des Spiegels. Aber zugleich handelt es sich um eine Heterotopie, insofern der Spiegel wirklich existiert und gewissermaßen eine Rückwirkung auf den Ort ausübt, an dem ich mich befinde.“ (Foucault, Von anderen Räumen, 935)

Ein m.E. sprechendes Beispiel, das Foucault selbst gibt, ist der Friedhof. Er ist keine Utopie, sondern ein Ort, den es tatsächlich gibt in so gut wie jeder größeren Siedlung und in jeder Stadt. Dort, auf dem Friedhof, wohnen gleichsam die Toten. Beim christlichen Beerdigungsritual gibt es den Moment, an dem für die Person gebetet wird, die als nächste von denen sterben wird, die das Grab umstehen. An diesem Punkt spätestens wird der Friedhof zum Heterotopos. Es muss ja nicht der kränkste oder die älteste Person von denen sein, die dort stehen. Jeder und jede wird dieses Gebet unwillkürlich auf sich

selbst beziehen. Das jeweilige Ich wird in einer Weise angesprochen, dass die normale Ordnung der Dinge, unter der man lebt, überschritten wird. Heterotopien erzeugen eine Spannung mit dem, was jetzt ist und zugleich einen Widerspruch zu dem, was man sich künftig erwartet. Eine andere Ordnung der Dinge muss an diesem Punkt gesucht werden, ohne dass es eine Garantie gibt, sie auch schon zu finden.

Gottes heterotope Dimension

An Andersorten tut sich etwas, was unweigerlich auftritt. Man kann nicht ausweichen, selbst wenn man es wollte. Es zieht uns dort an, was die eigene Erfahrung des Lebens anders macht. Nimmt man Kurt Martis Wunsch ernst und als eine erfahrbare Wirklichkeit, dann suche man nach Heterotopien. Der Wunsch nach dem Tätigkeitswort Gott hat an Andersorten ein Wo, bei dem es wirklich stattfindet. Man kann sogar sagen, dass theologisch bedeutsame Orte in der Bibel mindestens eine heterotope Dimension haben und nicht selten selbst Heterotopien darstellen: der Exodus durch die Wüste, das Exil an den Wassern zu Babel, Golgotha, das leere Grab, die zerstrittene Gemeinde in Korinth. Gott und Heterotopien haben ein Naheverhältnis, das den Glauben an Gottes Präsenz zu einem Diskurs macht, der jeweils die bestehende Ordnung der Dinge anders macht. Er macht sie nicht neu, das wäre zu viel. Aber er belässt sich auch nicht bestehen, das wäre zu wenig.

Aber wie kommt man Heterotopien auf die Spur? Indem sich etwas tut, was die Verhältnisse anders macht. Das können die theologisch bedeutsamen Orte des theos-Projektes beanspruchen. Dieses adverbiale ‚anders‘ bei der jeweiligen Tätigkeit kann sich dabei auf allen drei Ebenen des Raumes wiederfinden. Damit spiele ich auf ein wichtiges Theorem des sog. spatial turn an, dass der Raum wie die Zeit drei Dimensionen hat. Es stammt von Henri Lefebvre (*La production de l'espace*, Paris: Éd. Anthropos, 4. éd. 2000). Lefebvres Hinweis ist nicht verwunderlich, sind doch Raum und Zeit nur gemeinsam Teil der Vierdimensionalität, in der wir leben, wie uns Albert Einstein gelehrt hat.

Lefebvre unterscheidet *espace perçu*, den unmittelbar und direkt erfahrenen Raum, *espace conçu*, den Raum auf den man sich sofort in der Unmittelbarkeit irgendwie beziehen muss, und *espace vécu*, den Raum der jeweils hier und jetzt gegebenen Gegenwart – firstspace, secondspace, thirdspace macht Edward Soja daraus, ein us-amerikanischer Interpret und Anwender dieser Entdeckung. Spätestens in der dritten Dimension, dem gelebten Raum, tritt das heterotope Moment bei den theologisch bedeutsamen Orten auf. Aber es kann auch schon in den anderen eine große Rolle spielen.

Nehmen wir wieder die Kapelle am Aletschgletscher. Sie ist dort schlichtweg da, ein Teil der Umgebung, an dem niemand vorbeikommt, der dahin kommt. Das ist ihr *firstspace*. Der ist schon erstaunlich genug, was aber über die Einschätzung ihrer unscheinbaren Größe im Verhältnis zum Gletscher noch verstärkt wird. Oder es ist die Gründungsidee von den armen Seelen, die dabei auftritt

und den Bezug zum einfachen Gebäude gestaltet. Das ist jeweils ihr *secondspace*, in dem sich die binäre Codierung einbringt, in die hinein man diverse Utopien bringen kann. Aber wenn sie nicht schon bei dieser Raumdimension überschritten werden, geschieht das in der dritten Dimension, dem *thirdspace*. Dort tritt das Moment auf, dass klein und groß kein Gegensatz sind, sondern auf der Augenhöhe passieren, die der Gotteshinweis einbringen kann.

Warum sich ein thirdspace Gottes auftut – fünf Vermutungen

Theologisch bedeutsame Orte sind Heterotopien, die die selbstverständliche Ordnung der Dinge an den Utopien überwindet, die im Entweder-Oder auftreten. Das geschieht spätestens an ihrem *espace vécu*. Die für Theolog:innen entscheidende Ebene ist entsprechend stets dieser *thirdspace*. Aber Lefebvres Theorem hat hier einen Hinweis, der sich mit dem heterotopen Moment direkt verbindet: Niemand kann in den *thirdspace* gelangen, wer nicht sich mit dem *firstspace* konfrontiert und mittels eines *secondspace* dazu ins Verhältnis setzt. Man würde gerne bei Gott einsteigen, natürlich, aber dieser Gott, so ewig er auch ist, hat Raum und das ist ein gravierendes Moment in dem, was sich tut, wenn Gott tätig erlebt wird. Geht man dagegen von Gott zu den Orten aus, dann kommt man über Mythen nicht hinaus und muss die Entweder-Oder-Binarität auch noch verstärken.

Daraus lässt sich die entscheidende Frage angehen, die das theos-Projekt ja irgendwo trifft, weil es eine Perspektive dazu nötig hat: Warum bekommen es theologische Orte hin, dass sich etwas tut, was dem Tätigkeitswort Gott entspricht? Dazu will ich abschließend fünf Vermutungen äußern. Sie bekommen es hin, weil sie erstens von außen nach innen gehen, also vom Raum in die Begegnung mit ihnen bei uns Menschen. Hier findet eine Selbstrelativierung statt, weil das Außen für jedes Innen eines Ortes immer eine Art – hoffentlich positiver – Zumutung darstellt. Und es ist Mut nötig, sich diesem Außen auch zu stellen. Zweitens lässt sich an diesen Orten kaum dem ausweichen, was die Verhältnisse anders macht, als es das einfache Entweder-Oder, das sich dort einnisten kann. Hier verstärkt sich die Zumutung womöglich sogar noch, weil man Abschied nehmen muss vom Machtzugriff und die Ohnmacht, sich auszusetzen, in einem positiven und kreativen Sinn annehmen kann. Diese Kombination von Ohnmacht und Relativität ist eine dritte Befähigung, die von solchen Orten ausgeht. Hier wird Ohnmacht, also dem ausgesetzt sein, wo man sich an diesen Orten befindet, nicht knechtend und zieht nicht sozusagen nach unten. Hier stachelt sie Kreativität an, wie es allein schon an der Wahl des Platzes bei der Kapelle am Aletsch-Gletscher zu erkennen ist. Aber diese Kreativität ist viertens eben nicht einfach kontrollierbar. Sie macht nicht souverän über den *thirdspace*, sondern erschließt die Souveränität dieses überraschenden Präsens. Und schließlich wird auch das Theorem, dass hier mittels der theologischen Dimension die Entweder-Oder-Idee überwunden wird, selbst überwunden. Es bleibt nicht beim reinen Gedanken, sondern man kommt fünftens zu einer anderen Erfahrung des

Körpers. Er ist es schließlich, der uns immer und ständig in Kontakt bringt dem Raum, der uns niemals einfach umgibt, sondern mit dem wir leben.

Wenn wir wissen wollen, wie Gott ein Tätigkeitswort wird und werden kann, sollten wir solche Orte suchen. Sie geben dem Glauben Raum, der sich aufgetan hat, wenn Gott ein Tätigkeitswort geworden ist. Ihr theos-Projekt hat eine eindrucksvolle Liste dieser Orte.

Hans-Joachim Sander, Salzburg